



# ANDREAS KIELING

---

TIERFILMER

1976 FLUCHT ÜBER DIE  
TSCHECHISCH-ÖSTERREICHISCHE GRENZE

# DIE SAALE WAR KEIN YUKON RIVER

ANDREAS KIELING IST EIN  
JUNGE, DER DIE NATUR LIEBT  
UND VON JACK LONDON TRÄUMT.

ALS ER 16 IST, PLANT ER SEINE  
FLUCHT. DURCH DIE WILDNIS.

ES WIRD DAS GRÖSSTE  
ABENTEUER SEINES LEBENS.

Herbst 1976, die zweite Nacht im Gestrüpp, irgendwo nördlich von Bratislava: Von meinem Schlafplatz aus beobachte ich die Grenze zwischen der ČSSR und Österreich durch einen Feldstecher. Ich erkenne Wachtürme, Zäune, Stacheldraht. Dahinter die Donau. Jeeps fahren vorbei, Soldaten patrouillieren mit Wachhunden. Ich liege mit erdverschmiertem Gesicht unter Zweigen. Angst, erspät zu werden, habe ich nicht. Meine einzige Sorge gilt den Hunden, die bei ungünstigen Windverhältnissen Witterung aufnehmen könnten. Zwei Tage zuvor

hatte ich die Tür meines Elternhauses in Jena hinter mir zugezogen. Für immer. Wie gewohnt waren meine Mutter und mein Stiefvater beim Frühstück mit sich selbst beschäftigt. Von der Aufregung ihres 16-jährigen Sohnes bekamen sie nichts mit, bevor sie zur Arbeit aufbrachen. Ich schrieb einen Zettel: »Macht euch keine Sorgen, bin bei einem Freund.« Dann packte ich Karte, Kompass, Fallschirmjägermesser und Fernglas in meinen Rucksack. Ich trug die Tarnjacke aus meiner Zeit bei der »Gesellschaft für Sport und Technik« und eine Fischrute. In Kontrollen wollte ich mich als Angler ausgeben.

Wenige Stationen vor Bratislava stiegen Grenzsoldaten in den Zug. Schwer bewaffnet, mit Schäferhunden. Ich sprang hinaus, bevor der Zug aus dem Bahnhof rollte. Die letzten zwanzig Kilometer lief ich querfeldein durchs Donautal. Der Vorteil: So konnte ich mich auf die Natur einstellen, auf die Gerüche, auf die Geräusche. Nachts marschierte ich, tagsüber saß ich im Busch, döste oder schlief. Manchmal bellte ein Fuchs, ich stieß auf Wildschweine, schreckte Rehe auf. Das Gelände wurde bergiger. Nach zwei Tagen erreichte ich den Grenzort Devínska Nová Ves. Die Donau bildet dort die natürliche Grenze zwischen der Tschechei und dem österreichischen Burgenland. Ich entschied, mein Nachtlager auf einem Hügel einzurichten und das Terrain aus der Höhe zu beobachten. Ich musste geduldig sein.

Irgendwann würde er kommen, der richtige Moment.

---

Schon als Kind spürte ich einen starken Freiheitsdrang. Ich fing Eidechsen, beobachtete Fische im Bach und Füchse auf der Lichtung. Zehn Jahre später fuhr ich auf einem selbstgebauten Floß die Saale herunter. Im Winter lief ich durch den eiskalten Thüringer Wald und spielte Szenen aus den Romanen von Jack London nach, die ich so sehr liebte. Die Saale war mein Yukon River. Ich fühlte mich in diesen Abenteuern zu Hause. Die Welt, in der ich lebte, wurde kleiner, als meine Eltern sich scheiden ließen. Ich war damals sechs Jahre alt und blieb bei unserer Mutter. Ihre Liebhaber wechselten so oft, dass ich mir nicht einmal ihre Namen merken konnte. Sie heiratete schließlich einen Lehrer, der enormen Druck ausübte. Er demütigte und schlug mich. Meine Mutter stand meistens tatenlos daneben. Anerkennung fand ich nur in der »Gesellschaft für Sport und Technik«, die nichts anderes bot als eine frühe Ausbildung zu Soldaten der Nationalen Volksarmee (NVA). Wir sprangen mit Sturmgepäck aus Flugzeugen, übten Motorradfahren, schossen mit Maschinengewehren auf Pappscheiben.

Wir lernten, wie man jemanden lautlos von hinten ersticht. Ein großes Abenteuercamp. Natürlich wusste ich: Die Ausbilder sahen in mir bereits den Offizier einer Fallschirmjägereinheit der NVA. Doch das störte mich nicht.

Viele meiner Freunde träumten von einem Leben im westlichen Wohlstand, von Bananen und Schokolade oder einem schnellen Auto. Mir war etwas anderes wichtiger: Ich wollte frei sein und meinem großen Vorbild Heinrich Dathe nacheifern, dem Mitbegründer und Direktor des Tierparks Berlin. Er durfte ins kapitalistische Ausland reisen und dort Tierfilme drehen, als eine Art ostdeutsche Antwort auf Bernhard Grzimek. Meine Sehnsucht, in die Ferne aufzubrechen, stieg durch seine Dokumentationen ins Unermessliche.

Mit 15 Jahren stand für mich fest: Ich muss hier raus. Ich kaufte mir eine Landkarte und studierte die Grenzverläufe der DDR. Durch die Ostsee? Zu weit. Die mit Selbstschussanlagen gesicherte innerdeutsche Grenze überwinden? Keine Chance. Ich wollte es über ein Nachbarland versuchen, an einem Grenzfluss, der so breit war, dass die Grenzer ihn für kaum überwindbar hielten. Ich war ein guter Schwimmer und hatte gelernt, durch Büsche, Sträucher und unwegsames Gelände zu pirschen, ohne bemerkt zu werden. Zudem wusste ich, wie man mit Karte und Kompass umgeht. Zwischen der ČSSR und Österreich musste es gehen: Die Österreicher galten als freundlich, und die Tschechoslowaken nahmen es eh nicht so genau. So hatte ich mir das ausgerechnet, als ich den Zettel an meine Eltern hinterließ und mich auf den Weg machte.



Ich kann keine Regelmäßigkeiten im Verhalten der Soldaten erkennen. Die einzige Konstante: Alles verändert sich permanent. Genau so wollen sie es an der Grenze. Ich mache mir Mut. In der Nacht schleiche ich runter, ganz nah an die Zäune heran und beobachte die Grenzer stundenlang. Wenn ich losrenne, gibt es kein Zurück mehr. Kehre ich dagegen um in die DDR, kann ich zu Hause behaupten: »Ich hab's euch doch geschrieben. War bei einem guten Freund.« Aber mir wird schlecht beim Gedanken daran, zurück in die Enge zu müssen. Nur wenige Meter trennen mich vom ersten Zaun. Von der Freiheit.

In der nächsten Nacht regnet es. Wegen des schlechten Wetters werden sich die Wachleute überwiegend in ihren Türmen aufhalten, hoffe ich. Von Zeit zu Zeit tritt ein Soldat vor die Tür, raucht eine Zigarette und verschwindet wieder. Erneut pirsche ich mich an die Zäune heran. »Die wissen nicht,

dass es mich gibt, rede ich mir ein. Dann laufe ich los. Der erste Zaun. Schnell und leicht überwinde ich ihn. Die Risse, die der Stacheldraht in meine Hände reißt, bemerke ich nicht, wegen des Adrenalins.

Der nächste Zaun. Ich klettere hoch, rolle mich ab, falle runter. Dann eine Stacheldrahtrolle. Ich mache einen Hechtsprung und denke: ›Das soll wirklich die Grenze sein?‹ Auf den Zaun folgt ein Streifen loser Erde, ganz fein aufgelockert, wie gefräst. Liegen hier Minen? Ich renne los und als ich wieder Gras erreiche, bleibe ich mit meinem Bein an etwas hängen. Ich spüre einen Ruck, dann springen an den Wachtürmen die Warnleuchten an. Hätte ich Ruhe bewahrt und wäre langsam zum nächsten Zaun gegangen, hätte ich den Alarmdraht wahrscheinlich bemerkt.

Jetzt wissen sie, dass es mich gibt.

Ich höre Stimmen, Gebrüll. Scheinwerferkegel huschen über den Grenzstreifen. Leuchtkugeln steigen auf. Nur noch ein Zaun vor mir. Der Stacheldraht, die Winkeleisen gleichen denen der vorigen Hindernisse, aber die Pfähle sind aus Holz, nicht, wie zuvor, aus Beton. Ich springe in den Zaun hinein, ziehe mich hoch. Mit einem Krachen bricht die ganze Konstruktion zusammen, weil das morsche Holz mein Gewicht nicht trägt.

Bis zu diesem Moment bin ich fest entschlossen, ruhig zu bleiben: Ich bin der Jäger. Doch jetzt hat sich alles umgedreht. Ich stecke in der Falle. Ich stramble, und je mehr ich stramble, desto tiefer verwickle ich mich im Zaun. Zum Glück lässt sich mein Fallschirmjägermesser wie eine Drahtschere benutzen. Ich beginne, den Draht Schlinge für Schlinge durchzuknippen. Die Grenzer sind jetzt dicht dran, ich höre ihre Rufe. Nach einer gefühlten Ewigkeit trenne ich die letzte Schlinge durch. Ich renne zum Fluss und springe hinein.

Die Donau hat an dieser Stelle eine starke Strömung. Die Mitte des Flusses ist die politische Grenze. Erreiche ich sie, habe ich es geschafft. Keine Minute nach mir gelangen die Grenzer ans Ufer. Plötzlich höre ich ein Zischen und kurz darauf das Rattern der Gewehre. Die Kugeln fliegen mit Überschallgeschwindigkeit. Ich höre ihren Einschlag im Wasser noch vor dem Gewehrknall. Um aus der Schusslinie zu geraten, tauche ich abwechselnd unter oder lasse mich ein Stück mit der Strömung treiben.

Eine Druckwelle durchfährt meinen Rücken bis hoch in den Schädel. Wie ein schwerer Schlag mit einem Vorschlaghammer. Mein Körper wird taub. ›Eine komische Art zu sterben‹, denke ich. Ein Gefühl wie in dem Moment, in dem man vor einer Operation wegdämmert. Die Kugel hat mich im Bereich des Lendenwirbels getroffen. Ich treibe wie tot im Fluss. Vermutlich denken die Grenzsoldaten, dass sie mich erledigt haben.

Als ich wieder zu mir komme, kann ich meine Arme bewegen, habe aber kein Gefühl in den Beinen. Ich höre ein Schnellboot und sehe Scheinwerfer-

licht auf dem Wasser. Endlich, die Österreicher! Doch als sich das Schnellboot nähert, erkenne ich, dass es sich um Grenzer der ČSSR handelt. Wieder tauche ich ab, rudere mit den Armen, komme wieder hoch. Mehr tot als lebendig gelange ich an das andere Ufer. Ich verstecke mich im Schilf. Ich muss mich übergeben. Dann höre ich, wie hinter mir das Boot der Tschechoslowaken anlegt. Ich bin auf österreichischer Seite. Doch wo sind die Österreicher?

Kurz darauf legt das Boot wieder ab. Ich ziehe mich vom Fluss weg. Ich robbe, ich schleife meine Beine hinter mir her. Ballistiker werden mir später erklären, dass die Kugel in meinem Rücken aus einer Kalaschnikow stammt, Munition Kaliber 7,62 mm. Sie steckt in der Rückenmuskulatur und hat ein kleines Stück eines Wirbels abgeschlagen, was die vorübergehende Lähmung erklärt. Wenige Millimeter weiter rechts hätte die Kugel meine Wirbelsäule getroffen: Tod oder dauerhafte Lähmung wären die Folge gewesen.

Mitten in der Nacht erreiche ich ein Dorf, in dem man gerade eine Art Erntedankfest feiert. Die ersten Bewohner, die mich sehen, lachen, denn sie halten mich für einen Betrunkenen. Bis einer ruft: »Der hat eine Tarnjacke an. Der blutet!« Unbegreiflich, dass sie die Schüsse nicht gehört haben. Zunächst will niemand helfen. Einzig der Pfarrer hat Erbarmen: »Tragt den armen Kerl rein«, höre ich ihn sagen. Dann verliere ich erneut das Bewusstsein.

Als ich wieder aufwache, sitzt ein österreichischer Grenzgendarm neben meinem Bett: »Junge, Junge, du machst Sachen«, sagt er.

»Schicken Sie mich zurück?«, frage ich.

»Na, hier bist fra«, beruhigt er mich in breitem Burgenländisch.

---

Im Krankenhaus verarztet man meine Wunde und ich werde nach Wien gebracht, wo mich der österreichische Verfassungsschutz vernimmt. Ein Beamter setzt mich wegen eines kleinen Zettels unter Druck: Darauf hatte ich die Adresse meines Großvaters Richard in Niedersachsen notiert. Und gleich darunter die Zentimetermaße der größten Fische, die ich je gefangen hatte: Hecht 78 cm, Bachforelle 34 cm. Das Stück Papier steckte während meiner Flucht kleingefaltet in meiner Kleidung und ist noch lesbar. Nun verdächtigt mich der Beamte, dass es sich um Codenamen meiner Kontaktpersonen im Westen handelt. Bin ich ein 16-jähriger Spion, den man mit einer Kugel im Rücken einschleusen will? Zum Glück wird diese Theorie rasch verworfen.

In der Botschaft der BRD bekomme ich etwas Geld und eine Zugfahrkarte zum Aufnahmelager in Gießen. An der Grenze zur Bundesrepublik werde ich noch einmal eine halbe Nacht lang verhört. Sie halten mich tatsächlich für einen Agenten. Ich bin 16, wiege 58 Kilo, zeige den Polizisten meine Verletzung am Rücken und die Unterlagen aus dem Krankenhaus. Sie lassen mich einreisen.

Mein Großvater Richard wird mein Vormund. Er lebt in Stade, in einem reetgedeckten Haus direkt am Elbdeich, aus dem man den großen Schiffen hinterhersehen kann. Ich mag ihn, doch Stade und die Menschen bleiben mir fremd. »Der kommt aus der Zone«, sagen sie verächtlich. Ich erzähle von Jack London, Hemingway und Mark Twain – doch das interessiert nicht. »Jetzt fängt derselbe Mist an wie im Osten«, denke ich. 1982 werden alle DDR-Flüchtlinge amnestiert. Ich fahre in meinem klapprigen bunten Käfer in meine Geburtsstadt Gotha und treffe zum ersten Mal meine Familie wieder. Einer meiner Verwandten sagt tatsächlich: »Och, einen Käfer haste bloß. Na, da hätteste auch hierbleiben können.« Vermutlich kapiert er bis heute nicht, warum ich in den Westen wollte.

Als ich nach Stade zurückkomme, spüre ich, dass es Zeit für Veränderung ist. Ich bewerbe mich bei der Deutschen Hochseefischerei in Cuxhaven und werde eingeladen. Zwei Wochen später stehe ich an Deck eines Heck-Trawlers, der durch die Nordsee pflügt, zum Rotbarschfang nach Kap Farvel an der Südküste Grönlands. Als ich dort ankomme, die klare, kalte Luft tief einatme und über den weiten Ozean sehe, denke ich zum ersten Mal: »Ich habe es geschafft.«

Traumatisiert hat mich meine Flucht nicht. Wenn mein Großvater vom Krieg erzählte, kamen ihm die Tränen. Mir ist ein Albtraum geblieben, der immer wiederkommt: Ich schleiche ziellos durch ein Gebüsch. Ein Soldat steht plötzlich vor mir. Er nimmt seine Kalaschnikow hoch und zielt. Ich sehe, wie die Kugeln auf mich zufliegen. Ich werfe mich blitzschnell zur Seite.

Und dann falle ich aus dem Bett.



Andreas Kieling, Jahrgang 1959, kam in Gotha zur Welt. Der gelernte Förster bereist seit 1990 die Welt. Er durchquerte zu Fuß Grönland und lebte mehr als zehn Jahre lang mit Grizzlys in Alaska. Seine Dokumentarfilme werden international ausgestrahlt. Kieling lebt mit seiner Familie auf einem Bauernhof in der Eifel.